

Ursula März

Tante Martl

Wenn meine Tante mir am Telefon etwas erzählen wollte, das sie gerade sehr erregte, leitete sie ihren Bericht mit einem lang gezogenen Stöhnen ein, in dessen Tonlage sich ein leicht kindliches Jammern mit dem Jaulen einer Alarmsirene mischte. Bevor sie auch nur einen Satz gesagt hatte, konnte ich anhand der Intonation des Stöhnens schon erahnen, was ihr auf dem Herzen lag.

Hatte sie sich über eine schnippische Verkäuferin geärgert, überwog die Sirene. Hatte der Hausarzt ihr geraten, sich für eine Untersuchung ins Krankenhaus einweisen zu lassen, schlug das Jammern durch. Bisweilen vertiefte sich das Stöhnen zu einem rollenden Brummen, als säße am anderen Ende der Leitung ein angriffslustiger Bär. Dann war meine Tante ernsthaft empört. Der Lieferant von Tiefkühlkost, der einmal im Monat mit seinem Kleinlaster vor ihrem Haus hielt, hatte die falsche Ware gebracht, aber unverschämt behauptet, es sei die richtige, und den Umtausch verweigert. In einer Fernsehsendung waren knapp bekleidete Frauen aufgetreten, und zwar nicht am späten Abend, wenn meine Tante längst schlafen gegangen war, sondern im unverdächtigen Nachmittagsprogramm.

Ein Daueranlass ihrer Empörung war der Showmaster Thomas Gottschalk. Er wurde von meiner Tante so verachtet, dass sie nicht einmal seinen Namen aussprach, sondern ihn nur »de dumm Lackaff« nannte. Sie konnte sich nicht damit abfinden, dass »de dumm Lackaff« in der Samstagabendshow der ARD den Platz des von ihr hochgeschätzten Hans-Joachim Kuhlenkampff eingenommen hatte, was meine Tante als persönliche Geringschätzung von Menschen wie ihr, Menschen mit Anstand und seriösem Benehmen interpretierte. Alles an Thomas Gottschalk fand sie vulgär, seine langen blonden Locken, seine Glitzeranzüge, seine Witze. Als sie in einer Fernsehzeitschrift las, wie viel Geld er für seine Shows erhielt, war sie außer sich. »Ursi«, schrie sie ins Telefon, »des sin Millione! Des isch doch net normal!« Ich versuchte, sie zu beruhigen. Thomas Gottschalk, sagte ich, sei sicherlich Millionär und habe einigen Reichtum angehäuft. Dass er für einen einzigen Fernsehauftritt gleich ein paar Millionen einstriche, hielt ich jedoch für ausgeschlossen. »Du hascht doch ke Ahnung«, erwiderte sie brüsk, nun über meine Besserwisserei empört. Ich kannte mich in den Finanzverhältnissen von Thomas Gottschalk tatsächlich nicht aus und bog schnell zu einem anderen Thema ab. Wenn am Sonntagmorgen in meiner Wohnung in Berlin das Telefon klingelte, ich den Hörer abnahm und dem Empörungstöhnen lauschte, war mir klar, dass am

Abend zuvor »Wetten dass...« ausgestrahlt worden war, meine Tante auf dem Bildschirm ihren Intimfeind gesehen und sofort umgeschaltet hatte.

Bis sie endlich zu erzählen begann, konnte eine Weile vergehen. Mit einer einzigen Stöhnouvertüre war es oft nicht getan. »Was ist denn passiert?« fragte ich vorsichtig, »geht's dir nicht gut?« Anstatt zu antworten, stöhnte sie erneut und ich fuhr wieder mit einer Frage dazwischen. Je älter meine Tante wurde, desto häufiger geschah es, dass sie schon nach dem Ende des Stöhnens meinen Kommentar zu dem Ereignis erwartete, das sie veranlasst hatte, mich anzurufen. So, als hätte sie mir gerade davon erzählt. Es war ein heikler Moment unserer Telefonate. Dauer und Tonlage des Stöhnens verrieten mir die Stimmung, in der sich meine Tante befand. Aber was genau sie in diese Stimmung versetzte hatte, wusste ich natürlich nicht. Vielleicht hatte sie eine überhöhte Rechnung ihrer Autowerkstatt erhalten, die darauf spekulierte, eine betagte Frau würde den Wucher nicht bemerken. Vielleicht musste sie ihrem Ärger über ein im gegenüberliegenden Haus lebendes Ehepaar Luft machen, das an sieben Tagen die Woche um Punkt 11. 30 Uhr in seinen Mercedes stieg, um in ein Restaurant zu fahren. »Die kenne esse, wo se wolle«, sagte meine Tante, »aber jede Tach ins Lokal gehe, des isch doch net normal«. Sie war fest davon überzeugt, der Grund für die gehäuften Restaurantbesuche der Nachbarn, die schon bei dünnem Nieselregen die Rollläden vor den Fensterscheiben herunterzögen, läge in einem Reinlichkeitswahn, der es ihnen verbiete, ihre Küche durch das Zubereiten einer warmen Mahlzeit zu besudeln.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit vagen Beschwichtigungsfloskeln an das Ereignis heranzutasten, von dem meine Tante glaubte, sie hätte es mir eine Minute zuvor mitgeteilt. Oft bemerkte sie die Taktik und fühlte sich zurückgestoßen, weil es mir ihrer Ansicht nach an echtem Interesse für sie und ihre Nöte fehlte. »Isch stör dich, gell?« sagte sie dann pikiert, »bischt aufm Drücker?« Aber nein, beteuerte ich, sie störe überhaupt nicht, ich mache ohnehin gerade eine kurze Arbeitspause und läge auf der Couch. »Ei, dann sach doch gleich, dass de schloofe willscht«, murrte sie weiter, »des kann isch jo net wisse. Isch sitz am Telefon und net am Fernrohr«.

Meine Tante war Lehrerin von Beruf. Sie heiratete nie und hatte keine Kinder. Außer ein paar Jahren während des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit verbrachte sie ihr

gesamtes Leben in ihrem Elternhaus in der westpfälzischen Kleinstadt Zweibrücken. Der einzige Wechsel ergab sich nach dem Tod ihrer Eltern, als meine Tante aus ihrer Wohnung im Erdgeschoss in das nun frei gewordene Obergeschoss zog. Danach verbrachte sie noch achtunddreißig Jahre allein in dem Haus, in dem sie an einem Junisonntag im Jahr 1925 geboren worden war. Sie war eine materiell unabhängige, interessierte und gebildete Frau, die schon in den Fünfzigerjahren ein eigenes Auto und immer ein eigenes Bankkonto besaß, die leidenschaftlich gern verreiste, mit kribbelnder Vorfremde ihre Touren in Mittelmeerländer, ins Gebirge und sogar ans Nordkap plante. Aber sie unternahm nie einen Versuch, sich vom Elternhaus zu lösen, zumal von einem Vater, der sie rücksichtslos spüren ließ, dass er sie nicht gewollt hatte.

In ihrer ersten Lebenswoche, genau von Montag bis Montag, galt meine Tante auf dem Papier als Person, vielmehr als Säugling männlichen Geschlechts. Sieben Tage lang war ihr Vater nicht bereit, sich mit der Tatsache abzufinden, dass auch dieses Kind ein Mädchen geworden war. Zu seinem Verdruss das dritte. Schon das zweite Mädchen hätte, wären die Dinge seiner Ansicht nach richtig verlaufen, ein Junge sein müssen. Er verschmerzte es einigermaßen. Gegen ein drittes Geschöpf aber, das als Stammhalter ausfiel und ihm womöglich den Ruf eines Erzeugers eintrug, der nur eine Mädchenserie zustande brachte, stellte er sich stur. Bei seinen Enkeln war ihm das Geschlecht egal. Ich erinnere mich an keine Situation, keinen Satz und kein Geschenk, die darauf hingedeutet hätten, er bevorzuge meinen Bruder mir gegenüber. Bei seinen Kindern galten jedoch andere Prinzipien. Sieben Tage lang klammerte er sich an die wahnwitzige Illusion, der Natur durch schieres Beharren doch noch ein Chromosomenwunder abringen zu können. In den Verwaltungsakten des örtlichen Standesamtes gab es den Jungen ja schon, er hieß Martin.

Als sich mein Großvater am Montagmorgen vor dem Schreibtisch des Standesbeamten einfand und dieser ihn nach dem Geschlecht des neuen Erdenbürgers fragte, nickte er einfach. Er sprach das Wort Junge nicht aus. Er wartete, bis dem verunsicherten Beamten, der die Spitze des Füllfederhalters bereits aufs Formular gesetzt hatte, nichts anderes übrig blieb, als die Frage zu konkretisieren, »isch e Bub?« und er nur nicken musste. Im strengen Sinn gelogen, so beteuerte er noch nach Jahrzehnten, hatte er also nicht. Er hatte es lediglich verpasst, einer Variante der Wahrheit zu widersprechen, die ihm amtlicherseits nahegelegt wurde. Und was den falschen Namen anbetraf: Vielleicht hatte er den Vokal am Ende verschluckt, vielleicht hatte der Standesbeamte das a überhört, oder einfach den Stift zu früh abgesetzt und deshalb den Namen Martin eingetragen.

Ungefähr so lauteten die Ausreden, die er vorbrachte, als seine Frau ihm am Dienstag die Geburtsurkunde abknöpfte und schwarz auf weiß lesen musste, dass ihre neugeborene Tochter durch einen Trick, an dem sie das Herzlose noch mehr bestürzte als das Hirnrissige, vor dem Gesetz als Sohn galt. Zum Krachschielen war sie zwei Tage nach der Entbindung zu erschöpft. Sie legte die Geburtsurkunde wortlos auf den Küchentisch und schwieg bis zum Einschlafen am Abend. Sie saß im Nachthemd auf ihrer Bettseite, rückte die Wiege nah zu sich heran, beugte sich darüber und prüfte, ob das gehäkelte Wolldeckchen straff genug um den Säugling gewickelt war, nicht nach oben rutschen und sich über sein Gesicht legen

konnte. Dann schlüpfte sie unter ihr Federbett, wandte ihrem Mann den Rücken zu, streckte den Arm nach dem Schalthebel der kleinen Bakelitlampe auf dem Nachttisch aus und sagte im Dunklen nur einen einzigen Satz: »Du gescht da morg e hin, gleich in der Früh«.

Meine Großmutter sparte auch sonst mit Worten. Sie handelte lieber. Wenn ich mir an einer Steinkante im Garten das Knie aufgeschlagen hatte und weinend zu ihr in die Küche humpelte, umflatterte sie mich nicht, wie meine Mutter es getan hätte, mit dramatischen Mitleidsbekundungen. Sie sauste zum Medizinschrank im Badezimmer, holte Verbandspflaster und ein Fläschchen mit stinkendem, rostfarbenem Desinfektionsmittel. Nach der Verarztung griff sie in die Tasche ihrer Kittelschürze, zog einen Bonbon heraus und steckte ihn mir in den Mund.

Er ging nicht. Weder am Mittwoch, noch am Donnerstag und am Freitag bequemte sich er sich zum Standesamt, um den Fehler zu korrigieren. Dass er nicht darum herum komme, musste ihm als ordnungsliebenden Staatsbürger eigentlich klar sein, auch wenn er sich einbildete, das Geschlecht des Neugeborenen durch Zeitschinden doch noch in die ersehnte Richtung lenken zu können. Er drückte sich überhaupt gern vor Schwierigkeiten und überließ es seiner Frau, sie zu lösen. Nicht er, sondern sie handelte bei der Sparkasse den Kredit aus, den sie benötigten, um Ende der Zwanzigerjahre das zweistöckige Haus zu kaufen, in dessen oberem Stockwerk sie bis dahin zur Miete gewohnt hatten. Nicht er, sondern sie sah den Handwerkern auf die Finger, als unter dem Dach ein kleines Mansardenzimmer für die Töchter ausgebaut wurde. Und sie saß abends am Küchentisch und verrechnete das schmale Gehalt, das er als Gefängniswärter nach Hause brachte, mit den monatlichen Ausgaben. Sie war zuständig fürs Pragmatische und somit auch dafür, Wege aus verzwickten Situationen zu finden. Und in einer solchen befanden sie sich. Bereits am Samstagmorgen klingelten die ersten Gratulanten, die das Elternpaar doppelt beglückwünschten, zur Geburt eines gesunden Kindes und zur Geburt eines Söhnchens, mit dem ja auch endlich zu rechnen gewesen war. Martin hieß er, hatte man da richtig gehört? Oder Werner, wie der Vater? Seine Frau wimmelte die Besucher höflich ab und übergab ihnen ein Bündel mit Pflaumenmus gefüllter Krapfen, von denen sie in den Wochen vor der Geburt mehrere Bleche voll gebacken hatte. Das Kind ließ sie nicht sehen. Es sei, sagte sie, gerade eingeschlafen und solle nicht gestört werden.

Niemand hätte gewünscht, den Säugling als Nackedei zu besichtigen. Selbst seine Großeltern, die am Sonntagmorgen in ihrem Dorf loswanderten und nach einem zweistündigen Fußmarsch bei der Familie anlangten, wären nicht auf die Idee gekommen, sich mit eigenen Augen vom Geschlecht des neuen Enkelchens überzeugen zu wollen. Und so wenig wie das Gesicht hätten die Greinlaute des Babys verraten, dass hier nicht ein Martin, sondern eine Martina von Arm zu Arm gereicht wurde. Aber die Mutter rückte ihre Jüngste nicht heraus. Zum einen war es ihr zuwider, bei einer Schmierenkomödie mitzuspielen. Zum anderen betrachtete sie es von Beginn an als ihre Pflicht, dieses Kind, das in den Augen seines Vaters nichts anderes als ein Ärgernis darstellte, besonders zu schützen. Sie meinte es gut. Aber indem sie das Kind abschirmte, wies sie ihm ungewollt auch einen Platz im Hintergrund zu.

Den Canossagang zum Standesamt zu übernehmen, war sie nicht bereit. Am Sonntagmorgen drohte sie ihrem Mann: Wenn er nicht hinginge, und zwar sofort nach dem Frühstück am Montagmorgen, verschwände sie mit Sack und Pack und den drei Töchtern aus dem Haus. Es war der böseste Moment ihrer Ehe, und ihm blieb nichts anderes übrig, als sich vom Dienst abzumelden und dem Standesamt einen zweiten Besuch abzustatten. Welche Argumente er sich dort einfallen ließ, um den kuriosen Umstand zu erklären, erst nach einer Woche den falschen Namen und die falsche Geschlechtsangabe auf der Geburtsurkunde bemerkt zu haben, darüber gab er niemals Auskunft. Dass es eine Schmach war, die ihm zugefügt wurde, ließ er sich allerdings empfindlich anmerken, als er mit der neuen Geburtsurkunde nach Hause kam, die nun einem Mädchen namens Martina galt. Die eigentliche Schmach erwartete ihn noch. Schneller als die frohe Botschaft von der Geburt eines gesunden Bubens verbreitete sich nun, genau eine Woche später, die Komödie vom Bub, der gar keiner war, über die Gerüchtekanäle der Kleinstadt. Und die Stadt lachte. Die Gratulanten ließen sich die Krapfen schmecken und schlossen Wetten über die Anzahl der Mädchengeburten ab, die fürderhin zu absolvieren seien, bis die Eheleute endlich einen Treffer erzielten. Vier, fünf? Bei großem Fleiß womöglich sechs oder sieben? Das sollte doch genügen, um den Klapperstorch zu erweichen. Und wer nicht lachte, äußerte, was meinen Großvater mindestens so verdross, sein Bedauern mit dem armen Mann, der sich so verzweifelt einen Bub wünschte, dass ihm jedes Mittel recht war.

Es wurde Spätsommer, bis die Mutter mit allen Dreien, die Vierjährige lief schon flott, die Zweijährige tapste an ihrer Hand, die Kleinste lag im Kinderwagen, einen Gang durch die Stadt unternahm, zum Einkaufen beim Bäcker und beim Metzger haltmachte und zuließ, dass sich fremde Köpfe über den Säugling beugten. Man tat ihr zuliebe so, als sei die Albernheit beim Standesamt nie vorgefallen. Aber vergessen wurde sie nicht. Sie war zu unterhaltsam, um dem Fundus an Kleinstadtklatsch verloren zu gehen und nicht durch die Generationen weiter gereicht zu werden. Mir wurde erst spät bewusst, dass meine Tante immer damit rechnen musste, als die Frau Lehrerin betuschelt zu werden, die vom Vater zum Bub erzwungen werden sollte; die Unverheiratete mit der falschen Geburtsurkunde.

In der Erinnerung der Familie mischte sich der Vorfall unter andere Episoden, die wie zum Kannenboden abgesunkene Kaffeekörner im Gedächtnis ruhen und immer mal wieder aufgerührt werden. Aber in Wahrheit war es keine Geschichte wie andere. Nicht so harmlos wie das Missgeschick mit der Kommuniontorte, die der Mutter aus der Hand stürzte und löffelweise vom Küchenboden aufgeschabt wurde. Nicht so überholt wie der Konfessionsstreit, der ausgerechnet am Abend vor der Hochzeit der mittleren Tochter zwischen Katholiken und Protestanten ausbrach und beinahe die ganze Heirat verhindert hätte. Auch wenn sie zum Amüsement aufgetischt wurde, behielt die Geschichte von der falschen Geburtsurkunde einen bitteren Beigeschmack. Er enthielt nicht nur Scham über das Unrecht, das der Jüngsten ja doch zugefügt worden war, sondern auch einen Rest von der Enttäuschung, eine Familie ohne Sohn zu sein. Und hauchfein mischte sich in die Enttäuschung ein Vorwurf, der sich keineswegs gegen den Urheber des Skandals richtete, sondern gegen diejenige, die er für sein skandalöses Verhalten verantwortlich machte.



Und sie selbst? Die Frau, die von allen, von ihren Schwestern und ihren Eltern, aber auch von Nachbarn und Bekannten zeitlebens nur Tante Martl genannt wurde, als sei Tantesein kein verwandtschaftlicher Status, sondern eine Existenzform? Sie lachte auf eine etwas künstliche, übertrieben grelle Weise mit, wenn ihre »Martinwoche« zur Sprache kam, und schüttelte den Kopf, »was für e Unfug sich die Leut ausdenke«. Nie ließ sie sich Schmerz oder Zorn anmerken. Erst in ihren zwei letzten Lebensjahren, als sie in einem Altenheim wohnte und die Demenz sich ihres Gehirns bemächtigte, löste sich der Gefühlsriegel. Sie war achtundachtzig Jahre alt und in eine aussichtslose Lage geraten. Zu hilflos, um ohne Hilfe im Haus zu bleiben, wehrte sie sich dennoch rigoros gegen das Zusammenleben mit einer Pflegerin. Schon die Idee betrachtete sie als Verrat. »Isch war mei ganz Lebe allein«, schrie sie mich am Telefon an, »da bringscht du mir ke fremde Leut ins Haus!« Um keinen Preis wollte sie, die auf so vieles verzichtet hatte, nun auch noch auf ihren letzten Wunsch verzichten, der in nichts Bescheidenerem bestand als darin, still und unbehelligt in ihrem Haus zu sein und dort zu sterben. Nach einem Krankenhausaufenthalt war sie so geschwächt, dass die Ärzte es ablehnten, die Verantwortung für ihre Rückkehr ins Haus zu übernehmen, sollte sie dort ohne Obhut sein. Selbst jetzt war es ihr lieber, in ein Heim zu gehen. Von zwei Katastrophen erschien ihr dies als die etwas weniger schlimme.

Wider Erwarten blühte sie in den ersten Wochen im Heim auf. »Es isch eischentlich wie im Hotel«, berichtete sie befriedigt. Die langen Zimmerflure, die in Gesellschaft einzunehmenden Mahlzeiten und das kleine Angebot an kulturellen und sportlichen Aktivitäten erinnerten sie an Hotelaufenthalte, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Schon morgens hole sie eine ihrer guten Blusen für die nachmittägliche Kaffeetafel aus dem Schrank, »isch will jo doch bissche fein do sitze«. Ich bestärkte sie sogar noch in der Hotelillusion und redete ihr zu, die urlaubsähnlichen Annehmlichkeiten voll auszuschöpfen. Beim nächsten oder übernächsten Telefonat merkte ich, dass das schmeichelhafte Deckbild von der Realität abgefallen war, und meine Tante das Heim nun umso mehr als Verbannungsort empfand. Hotelgäste werden nicht vom Personal ermahnt, ihre Medikamente pünktlich einzunehmen, nicht morgens um sieben mit ihrem Rollator ins Badezimmer geschoben, »Do sitze erwachsene Leut beim Esse mit e Plastiklatz um de Hals, des isch doch net normal!« rief sie entrüstet, »des is wie im Kindergarte! Isch bin doch ke Kind, isch bin e alt Frau!«

In den Tunnel ihrer Verzweiflung drang nur noch für kurze Momente ein wenig Helligkeit. Sie litt unter dem Alleinsein in ihrem Zimmer und unter der Anwesenheit von Menschen. Sie litt unter Stille und unter dem kleinsten Geräusch, das aus dem Flur zu ihr drang. Die Verdunkelung ihrer Seele beschleunigte ihre geistige Verwirrung. Sie verwechselte die Pflegerinnen ebenso wie ihre Brillen. Tag für Tag wurde sie von neuem Entsetzen gepackt, wenn sie vom Bett aus mit der Lesebrille zum Fernsehmonitor an der gegenüberliegenden Zimmerwand blinzelte, nur noch verschwommene Bilder sah und sich für urplötzlich erblindet hielt. Sie wollte nichts mehr essen und hatte starkes Untergewicht. Nur mit Mühe konnte ich sie bei meinen Besuchen dazu bewegen, an einem Bahlsenkeks zu knabbern. Sie hatte Bahlsenkekse immer sehr geschätzt, »isch will ke Firlefanz«, konstatierte sie jedes Mal, wenn sie im Supermarkt eine Packung Bahlsenkekse in den Einkaufswagen legte, »a gut Bahlsekks is a einfache, ehrliche Sach. Wenn di Mensche genauso wärn, gäbs auf de Welt ke Streit und ke Kriesch.«

Je mehr sie verfiel, desto stärker drängte die Martingeschichte aus ihr heraus, die sie selbst ja nur vom Hörensagen kannte. Am Anfang klagte sie nur. Sobald jemand ihr Zimmer betrat, ob der Arzt, eine Pflegerin, die Putzfrau oder ihre Nichte, begann sie sich, unterbrochen von langem Stöhnen, über die gefälschte Geburtsurkunde zu beschweren. »Des gehört sisch doch net«, lautete eine ihrer wiederkehrenden Redewendungen, mit denen sie die Ungehörigkeit so darstellte, als ginge es um ein fremdes Kind, von dem sie in der Zeitung gelesen hatte. Nach ein paar Monaten steigerte sich die Klage zu wildem Zorn. »Was kann denn des Kind dafür, dass es kei Bub isch?« kreischte sie in den Raum, »gar nix! Und was mache die Leut? Gehe zum Standesamt und lass e Bub eintrage! Jetzt sag amol: Isch des e Sauerei oder net?« Und schließlich, wiederum Monate später, zeigte sich der alte Schmerz unverhüllt. Meine Tante saß schluchzend auf dem Bettrand, ruderte mit den Füßen über den Linoleumboden, ziellos nach einem Gegenstand suchend, den ihr Gehirn nicht mehr als Hausschuh abzubilden vermochte. Ich setzte mich neben sie, um sie zu trösten, und sofort umklammerte sie mit einer Hand meinen Unterarm.

Wie das Stöhnen zählte diese Gebärde zu den Angewohnheiten, die ihr schon immer zueigen gewesen waren und sich im Alter verstärkten. Wenn sie nach meinem Arm langte und zudrückte, wusste ich, dass sie zu einer Mitteilung ansetzte, die keinesfalls überhört werden durfte. Der Griff hieß: Aufpassen! Jetzt kommt was Wichtiges! Die Nummer ihres

Schließfach bei der Stadtparkasse, den Aufbewahrungsort ihrer Lebensversicherung, aber auch das System ihrer Küchenmülltrennung hatte sie mir auf diese Weise eingeschärft. Als hätte ihr Wunsch nach Anteilnahme eines körperlichen Nachdrucks bedurft, streckte sie auch dann die Hand zum Arm ihres Gesprächspartners aus, wenn sie über Themen reden wollte, die sie gerade stark beschäftigten. Eine Diskussion über den, wie meine Tante fand, ziemlich unchristlichen Starkult um den polnischen Papst wurde vom Druck ihrer Hand begleitet, ebenso die Erörterung der Frage, ob es sinnvoll sei, auf einem Kreuzfahrtschiff eine Kabine mit Balkon zu buchen.

»Weischt du, was mir passiert ist?« begann sie, als habe sie noch nie zuvor vom Drama ihrer Geburtsurkunde berichtet und lüfte just in diesem Moment ein ungeheuerliches Geheimnis. Dabei ließ sie ihren Oberkörper wie unter einer schweren Last nach vorne sinken und ich musste zusehen, dass sie nicht kopfüber vom Bettrand fiel und mich mitzog. »Die habbe e Bub aus mir gemacht, aber isch war doch gar ke Bub.« Ihr Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an, und meine Tante begann so bitterlich zu weinen, wie ich sie nur ein einziges Mal weinen gesehen hatte, viele Jahre zuvor. »Die ganz Stadt hat über misch gelacht, die ganz Stadt«. Ihren Vater erwähnte sie merkwürdigerweise nicht. Er kam in ihrer Erzählung gar nicht vor. Er wurde von einer unspezifischen Macht vertreten, die sie als »die Leut« oder »die Obere« bezeichnete. Man hätte meinen können, im Sommer 1925 habe ein geheimes Gericht beschlossen, diese Martina für ihre Weigerung, ein Martin zu sein, anzuklagen und ordentlich büßen zu lassen. Denn unermüdlich beteuerte sie, nicht schuld daran zu sein, dass sie als Mädchen geboren worden war.

»Sieschte, da habbe wir doch was gemeinsam«, sagte meine Tante oft. Wir hätten eben beide, sollte das heißen, Anlass zur Enttäuschung geboten. »Isch war falsch und du warscht hässlich«. Gern hörte ich das nicht, aber es stimmte wohl. Ich kam mit blau angelaufenem Gesicht auf die Welt, die Nabelschnur hatte sich um meinen Hals gewickelt. Die Wirkung des zombiehaften Anblicks soll durch die Töne, die ich von mir gab, noch gesteigert worden sein. Sie waren, so beteuerte meine Mutter, furchterregend. Nicht das hohe, herzergreifende Neugeborenenkrähen, wie es ringsum im Kreißsaal zu hören war und wie ich es bei der Geburt meiner Tochter selbst hörte, sondern ein tiefes Brummen. Ich hatte immer Zweifel, ob das physiologisch überhaupt möglich, der Kehlkopf eines vier Kilogramm wiegenden

Menschleins in der Lage ist, das Gegrünze eines Urmenschen zu erzeugen, der aus seiner Höhle kommt. Ungefähr so soll es sich nämlich angehört haben.

Ich widersprach meiner Tante nicht, obwohl ich insgeheim ihren Fall für schwerwiegender hielt als meinen. Aber ich merkte, wie gut es ihr tat, sich mit mir in einer Schicksalsgemeinschaft zu wähen. Sie war folglich nicht die einzige in der Familie, die man sich beim Austritt aus dem Geburtskanal anders gewünscht hätte, eine Gemeinsamkeit, die durch ihre Patenschaft noch besiegelt wurde. Denn Martl war meine Patentante. Sie hielt mich in der Barockkirche der fränkischen Kleinstadt Herzogenaurach, in der ich geboren wurde und aufwuchs, übers Taufbecken. Sie kam zu meiner Einschulung, befüllte meine Schultüte mit Süßigkeiten, die zu kaufen sie Überwindung gekostet hatte. Sie schenkte mir mein erstes Fahrrad, es war rot und hatte eine luxuriöse Dreigangschaltung, und zur Kommunion eine wertvolle Armbanduhr. »Jetzt lass doch das Kind«, sagte sie beschwichtigend, sobald sich meine Mutter wieder einmal über meine Lautstärke beschwerte. Ihrer Meinung nach hatte sich das Säuglingsbrummen nämlich zu einem unvoreilhaften Wesenszug entwickelt, dem Lautsein. Ich redete, lachte, sang zu laut. In den Ohren meiner Mutter lief ich sogar zu laut. Wenn ich Geschirr spülte, wurde ich angefleht, keinen Polterabend zu veranstalten. Wenn ich eine Tür öffnete, fuhr meine Mutter mit gepeinigtem Gesichtsausdruck zusammen, als hätte ich sie bereits zugeknallt. Sie schätzte leise Menschen. Martl, mein Vater und ich zählten nicht dazu. Wir bildeten in der Familie die Fraktion der Lärmenden, von der sich die Fraktion der Leisen wohltuend abhob. Ihr gehörten meine Mutter, ihre ältere Schwester, deren Mann und mein Bruder an.

Alles, was ich über die Kindheit und Jugend der drei Schwestern je erfuhr, konnte ich an den erwachsenen Frauen mühelos wiedererkennen. In jeder Familie haben Kinder ihre spezielle Rolle. Neben dem verwegenen gibt es das verzagte, eines hat Hummeln im Hintern, das andere hält sitzen für die einzig erträglichen Daseinsform. Aber meist sind diese Rollen elastisch oder tauschen sich im Lauf der Zeit sogar aus. In der Familie meiner Großeltern wurden solche Abweichungen von der einmal festgelegten Position nicht geschätzt. Fast so, als gehöre es zu einer guten Erziehung, dafür zu sorgen, dass der liebe Gott seine Menschlein in der gleichen seelischen und charakterlichen Verfassung zurückerhält, in der er sie siebzig oder achtzig Jahre zuvor ausgehändigt hat. Die Rollenverteilung der Schwestern besaß die Macht eines Naturgesetzes. Zahllose Male hörte ich Sätze wie: »So war das Bärbl schon als

Kind« oder »das Rosa hat sich ke bissche verändert«, und immer schwang darin eine gewisse Genugtuung über die Konservierung der kindlichen Persönlichkeiten mit, als handele es sich um die Gläser mit eingewecktem Obst, die zu Dutzenden im Keller des Hauses standen. Und sicherlich lud schon die drei-Schwestern-Konstellation dazu ein, jede so fest in ihrem Typus zu verschnüren, als seien sie die schematischen Figuren aus einem Märchen. Wäre ihre Geschichte eines gewesen, kämen darin ein Aschenputtel und eine Prinzessin auf der Erbse vor.

Sie hießen Barbara, Rosemarie und Martina, aber so wurden sie nur bei offiziellen Anlässen oder auf Dokumenten wie ihren Schulzeugnissen genannt. Im Alltag hatten sie Rufnamen. Die älteste wuchs als Bärbl heran, die jüngste als Martl. Für die mittlere standen mehrere Kosenamen zur Auswahl, Rössche, Rösele, in höherem Alter Rosa. Wenn die Familie zum Spaß Hochdeutsch imitierte, auch mal Rosalein. Schon die Vielzahl ihrer blumigen Kosenamen ließ erkennen, dass diese Tochter, zudem die hellblondeste der drei, eine Sonderstellung genoss. Sie war der Liebling des Vaters. Rössche durfte als einzige auf seinem Schoß sitzen, wenn er es sich nach Feierabend im Sessel bequem machte. Sie durfte als einzige das Streichholz anzünden und ihm überreichen, wenn er seine Pfeife anrauchte. Sie durfte bei den ermüdenden Sonntagsmärschen ins Dorf der Großeltern auf seinen Schultern sitzen, egal wie erschöpft die zwei anderen Schwestern hinterher schlurften. Sie durfte als einzige das Wohnzimmer betreten, wenn mein Großvater, der bereits im Jahr 1923 der NSDAP beigetreten war und das goldene Parteiabzeichen besaß, am Freitagabend drei Parteigenossen zum Kartenspielen empfing. Sie durfte an diesen Abenden sogar länger aufbleiben als ihre ältere Schwester Bärbl, die sich für das Aufsagen putzig gelispelter Verse nicht eignete. Sie war von sämtlichen Haushaltspflichten befreit, musste weder bei der Gartenarbeit helfen oder Wäsche aufhängen, nach dem Essen nicht den Tisch abräumen, das Geschirr spülen, abtrocknen und in den Schrank zurückstellen. Bärbl und Martl hatten solche Arbeiten selbstverständlich zu erledigen.

Ich kann mich nicht erinnern, je eine vernünftige Begründung für die schreiend ungleiche und ungerechte Behandlung der Schwestern gehört zu haben. Es gab sie eben. Ich spürte allerdings immer, dass es für Rosas Leben, das meiner Mutter, keineswegs vorteilhaft war, mit dem Versprechen auf die Privilegien ein Prinzessinnendasein zu beginnen. Indem ihr Vater sie vergötterte und maßlos verzärtelte, konnte er sich bestätigen, durchaus zu echter,

warmer Elternliebe fähig zu sein. Es kam nur auf das Kind an. Darauf, ob es sich mit seinem Betragen die Liebe verdiente, oder eben nicht. Vermutlich erstickte er so auch sein schlechtes Gewissen, schon die zweite und erst recht die dritte Tochter nicht gewollt zu haben. In Rössches Fall hatte sich der Ärger ja ins Gegenteil, in reinstes Vaterglück verkehrt. Wenn Martl dieses nicht hervorrief, lag es erwiesenermaßen nicht an ihm.

Ihr Leben lang war Rosa verrückt nach Süßigkeiten. Pralinen, Torten, Nougatschnitten, Windbeutel, Marzipan, Bonbons, Weihnachtsplätzchen, Schokolade jeder Art und Form, alles Süße wurde von ihr verschlungen, auch wenn sie es hinterher mit Magenbeschwerden, Verstopfung und Herzrasen büßte. Ihr Leben lang trank Martl ihren Kaffee pechschwarz, ohne Milch und Zucker. Und ihr Leben lang ordnete sie diese Vorliebe den zahlreichen Merkmalen ihrer Persönlichkeit zu, in denen sie sich von Rosa unterschied wie der Tag von der Nacht. Wer Martl kannte, konnte ihre Hymnen auf ein einfaches Butterbrot im Schlaf hersagen. »Des is, was isch a redlich Mahlzeit nenn: a Scheib Schwarzbrot und gut Butter drauf. Des is was für anständische Leut. Und die, wo sich von Naschzeusch ernähre, die sin grad zu faul zum Kaue und halte sich fir was Besseres.«

Ich habe mit meiner Tante keine einzige Mahlzeit verbracht, bei der sie nicht auf Rosas Süßigkeitensucht zu sprechen gekommen wäre. Irgendein Anhaltspunkt fand sich immer. Beim Frühstück war es die Marmelade, beim Mittagessen der süße Nachttisch, auf den sie keinen Wert legte, beim Abendessen eine Tube Senf mit dem Attribut »süß«. Ich schloss Wetten mit mir ab, wann das Thema von ihr Besitz ergreifen würde. Die Dramaturgie, in der sie es präsentierte, war immer die gleiche. »Dei Mutter«, ging es los, »würd sich am liebschte nur von Schokolad ernähre. Ke Obscht, ke Brot, ke gar nix. Ursi, glaub mir des! Wer sich sei Lebe lang von Schokolad ernährt, is nah am Grab«. Dann wandte sie sich jenen Episoden zu, die davon handelten, wie Rosa in der Kindheit die Schokoladenvorräte ihrer Schwestern ausräuberte, nachdem sie ihre eigenen verputzt hatte und Appetit auf mehr verspürte. »Die hat genomme, was se gefunne hat. Das Rosa war de ganze Tach auf Raubzuch«. Der kaltblütige Diebstahl von Bonbons, Nikoläusen und Osterhasen entrüstete meine Tante so, als hätte sich die Gemeinheit erst am Vortag zugetragen. Als sei sie immer noch die kleine Martl, die ohnmächtig erleben musste, dass Rössche vom Vater nicht gescholten, geschweige denn bestraft wurde, wenn sie sich lange vor Weihnachten heimlich

über das Spritzgebäck hermachte, das erst am Heiligen Abend gegessen werden durfte. Sie hätte eine Tracht Prügel bezogen, bei Rössche zwinkerte der Vater verschwörerisch.

Bei jeder, sich nur schwach bietenden Gelegenheit brachte meine Tante den Gegensatz zwischen sich und Rosa ins Spiel. Rosa war wichtigtuerisch, sie zurückhaltend. Rosa war rührselig, sie sachlich. Rosa stand stundenlang vor dem Spiegel, sie schaute nur kurz hinein, wenn sie sich mit kaltem Wasser das Gesicht abwusch. Rosa ging gern zu Ärzten, sie nur im äußersten Notfall. Rosa war schmeichlerisch, sie sagte ihre Meinung geradeheraus. Rosa war wehleidig, sie robust, und so weiter. Bis zum letzten Atemzug war Martl dazu verflucht, sich in allem, was sie war und tat, mit ihrer Schwester zu vergleichen. Sie war nicht in der Lage, das Seil, an dessen Enden Rosa und sie zerrten, einfach aus der Hand gleiten zu lassen und sich wegzudrehen vom hübscheren, gefälligeren Gegenbild. Ich ließ mir nicht anmerken, in welche Bedrängnis mich ihre Rosatiraden brachten. Vieles stimmte ja. Meine Mutter stand wirklich oft und lang vor dem Spiegel, studierte jeden Winkel ihres Gesichts, um kleinste Falten schon im Frühstadium mit Schönheitscremes und Massagen bekämpfen zu können. Auch ihre Begeisterung für Arztbesuche ließ sich nicht bestreiten. Ich saß oft genug mit ihr in den Wartezimmern von Internisten, von kardiologischen, orthopädischen oder irgendwelchen anderen Arztpraxen. Zugleich stieß mich Martls Furor ab. Was sie gegen Rosa vorbrachte, hatte eine gewisse Berechtigung. Aber wie sie es vorbrachte, besaß eine Manie und eine Übertreibungswut, die mir bisweilen nicht weit entfernt schienen vom echten Wahnsinn. Ich wollte nicht als Sekundantin des Schwesternduells dienen und hörte deshalb oft nur mit einem Ohr zu, wenn Martl zum ungezählten Mal einen besonders schweren Fall von Schokoladendiebstahl ausbreitete, den Rosa in der Kindheit begangen hatte.

Er muss sich kurz nach Ostern 1932 ereignet haben, denn Martl war im vorangegangenen Spätsommer eingeschult worden. Den langen Weg von der Schule nach Hause sollten die drei Schwestern gemeinsam zurücklegen. Aber daraus wurde oft nichts, weil Martl trödelte, sich auf halber Strecke plötzlich auf den Boden setzte, ihren Schulranzen ausräumte oder sich irgendeinen anderen Unsinn einfallen ließ, bis Bärbl und Rössche die Nase voll hatten und sie zurückließen. Wenn Martl endlich zu Hause ankam, saß die Familie schon um den Küchentisch. Sie wurde gescholten und durfte sich, nachdem meine Großmutter ihrem Mann ausgeredet hatte, der Sünderin zur Strafe das Mittagessen zu verweigern, schließlich dazu setzen. So wird es nicht immer, nicht an allen Schultagen gewesen sein, aber häufig genug,

um als Musterbeispiel für Martls unerträgliches Benehmen ins Familiengedächtnis einzugehen.

An einem Tag lief Rössche besonders schnell nach Hause, um ihren Zeitvorsprung zu vergrößern. Sie hatte es auf Martls Schokoladenhasen abgesehen, der so intakt, wie Martl ihn am Ostermorgen in ihrem Nest gefunden hatte, unter ihrem Bett versteckt war. Bärbl hatte den angeknabberten Rumpf ihres Hasen bereits freiwillig an Rössche abgetreten. Als Martl in das Mansardenzimmer kam, in dem die Mädchen schliefen, sah sie ihren Hasen bereits zwischen den Händen der Schwester. Die bunte Folie um den Schokoladenkörper war zur Hälfte abgeschält, und mit einem einzigen Biss rissen Rössches Zähne den Hasenkopf samt Ohren ab.

Acht Jahrzehnte waren seitdem vergangen. Tante Martl saß in ihrem Altenheimzimmer auf dem Bettrand und ließ den Oberkörper nach vorne sinken. Ihre Hand griff nach meinem Unterarm. Manchmal erkannte sie mich noch, manchmal nicht. »Kenne sie mei Schwester? Wisse sie, was die gemacht hat?« Ich würde sie recht gut kennen, erwiderte ich, verschwieg aber, dass es sich um meine Mutter handelte. Ich wollte Martl nicht noch mehr aufwühlen. Sie starrte zum Linoleumboden, als lief dort ein Film mit der Hinrichtungsszene des Osterhasen. »Die ganze Ohre«, schrie sie, »die ganze Ohre! Des war mei Has und die hat den uffgefress!« Ich deutete zum Fenster, um ihren Blick auf die Kirchturmspitze zu lenken, die aus dem Panorama von Zweibrücken herausragte. In guten Momenten freute sie sich über den Anblick. Aber es war nichts zu machen. »Die hat den uffgefress«, schrie sie noch zorniger, »de ganze Has uffgefress, des war mei Has!« Ich ahnte, dass hinter der Geschichte vom geköpften Osterhasen bereits die von der falschen Geburtsurkunde lauerte und fragte mich, ob die Demenz neben allem, was sie der Persönlichkeit eines Menschen antut, auch noch die Bösartigkeit besitzt, der Erinnerung nur noch Bitteres und Quälendes zur Verfügung zu stellen. Ich zählte Tante Martl auf, was sie Schönes erlebt hatte, ihre Autotouren nach Venedig und Rom, ihre Kreuzfahrt ans Nordkap, ihr Auftritt im Fernsehen, aber sie nickte nur mechanisch. Es gehörte ihr nicht mehr.

Die zwanzig Minuten, während der die Mädchen morgens um den Frühstückstisch saßen und die Mutter reihum ihre langen Haare büstete und zu Zöpfen flocht, stellten das Schwesterndrama in einer einzigen Szene dar. Bei Bärbl ging es schnell. Sie ließ sich brav frisieren, ihre dünnen Haare boten der Bürste auch kaum Widerstand. Rössche war als



zweite an der Reihe, bei ihr dauerte die Prozedur doppelt so lang. Sie hatte dickes, volles Haar und verließ das Haus mit einer Krone schneckenförmig umeinander geschlungener Zöpfe auf dem Kopf, die mit Klammern aufwendig befestigt werden mussten. Martl wehrte sich schon, bevor die Bürste ihre Haare auch nur berührte. Sie warf sich herum, umklammerte ihren Kopf mit beiden Händen und schrie, als sollte sie skalpiert werden. Der Tag begann mit Martls Zinnober und oft setzte er sich damit fort, dass der Vater zu einem kräftigen Schlag ausholte, der Martls Wange, ihren Hinterkopf oder ihren Rücken traf, wo er das widerspenstige Ding eben erwischte.

Bärbls Platz befand sich auf der Äquatorlinie zwischen den Polen Rosa und Martl. Sie besaß weder den Liebreiz der mittleren, noch die Bockigkeit der jüngsten Tochter. Bärbl war groß, ein wenig steif und keine besondere Schönheit. Aber das machte ihr nichts, Ordnung bedeutete ihr schon in ihrer Kindheit mehr. Sie faltete allabendlich sämtliche Stücke, die sie in ihrem Turnbeutel verwahrte, neu zusammen, obwohl sie den Turnunterricht hasste und nie der geringsten sportlichen Betätigung nachging. Sie fuhr nicht Fahrrad, sie fuhr nicht Schlitten, sie lernte trotz des Körperlichkeitskultes der NS-Zeit nicht einmal schwimmen. Von allen Arbeiten im Haushalt war ihr die liebste das Sortieren des Besteckkastens. Bereits als kleines Mädchen beschäftigte sich Bärbl leidenschaftlich gern damit, den Kasten komplett auszuräumen, Suppenlöffel, Kaffeelöffel, Messer, Gabeln mit einem essiggetränktem Lappen zu putzen und penibel wieder einzuräumen.

Von Bärbls Passion für blitzendes Besteck konnte ich mich Jahrzehnte später mit eigenen Augen überzeugen. Nach dem Tod meiner Mutter, die als erste der drei Schwestern starb, kam sie mit ihrem Mann und Martl zur Beerdigung aus der Pfalz nach Herzogenaurach. Ich holte die drei vom Bahnhof ab und quartierte sie im Bungalow meiner Eltern ein, in dem nun niemand mehr lebte. Mein Vater war ein paar Monate zuvor gestorben. Im ersten Moment erschien es mir pietätlos, auch ein wenig gespenstisch, das Haus für einen Beerdigungsaufenthalt zu nutzen, als sei es ein Urlaubsdomizil, in dem man sich behaglich einrichtet und das man als erstes gut durchlüftet. In meiner Heimatstadt ins Hotel zu gehen, wäre jedoch mindestens so befremdlich gewesen, vor allem für meine Tochter. Sie war sechs Jahre alt. Wir waren schon zwei Tage vor der Beerdigung aus Berlin angereist. Sie fürchtete sich kein bisschen vor dem leer stehenden Haus, im Gegenteil. Sie war stolz, mir zeigen zu können, wie gut sie sich auch ohne Oma und Opa in deren alltäglicher Ordnung auskannte,

wie hoch der Wasserpegel in der Kaffeemaschine zu sein hatte, wie die Kissen im Fernsehsessel meines Vaters anzuordnen waren. Sie sah nicht die Zäsur des Todes, sondern das Gleichbleibende des Lebens, und als wir im Badezimmer einen blauen und einen grünen Waschlappen nebeneinander hängten, wie wir es bei unseren Besuchen immer gemacht hatten, konnte ich es genauso sehen.

Mein Bruder, der in München arbeitete, wollte von dort direkt zum Friedhof fahren. Am Vormittag der Beerdigung kamen Bärbl, ihr Mann und Martl an. Ich hatte für Punkt 12.30 Uhr ein Mittagessen vorbereitet, da ich wusste, dass die nervliche Verfassung der drei Alten auf ihren gewohnten Zeitplan angewiesen war. Die Beerdigung sollte um 15 Uhr stattfinden. Die Zeit bis dahin nutzte Bärbl, um das fast nie aufgelegte und vergilbte Silberbesteck meiner Mutter auf Hochglanz zu bringen. Sie saß in schwarzer Trauerkleidung in der Küche, tränkte ein Geschirrhandtuch mit Essig und wienerte damit das gesamte Besteck. Der Essiggeruch hing noch eine Woche später in den Räumen, als ich den Bungalow mit den heruntergelassenen Rollläden abschloss.

Bärbl eckte nicht an und gehorchte aufs Wort. Sie war die fügsamste der Schwestern, aber deshalb keineswegs willensschwach. Sie wusste sich ihr Leben lang recht gut durchzusetzen, aber ihre Wünsche – ein solider Ehemann, ein oder zwei Persianermäntel, eine mit schönem Porzellan gefüllte Vitrine, ein penibel gepflegter Haushalt – fügten sich so glatt in bürgerliche Konventionen, dass sie nie auf Widerstand stießen. Trotz großen Fleißes brachte es Bärbl in der Schule nur zu mittelmäßigen Noten. Mehr erwarteten ihre Eltern auch nicht von ihr. Das Wort Begabung wurde, anders als bei Rosa, im Zusammenhang mit Bärbl nie verwendet.

Sie wurde von keinem Elternteil bevorzugt oder benachteiligt. Auch die Sorgen um Bärbl waren gleichmäßig verteilt. Als Kind und noch als Jugendliche war Bärbl eine sehr schlechte Esserin. Schließlich empfahl der Kinderarzt, ihr täglich einen Löffel Lebertran zu verabreichen, und seltsamerweise ekelte sich Bärbl, die sich vor vielem ekelte, ausgerechnet vor dem bitter-fischigen Geschmack von Lebertran nicht. Er kam aus einer Flasche, die Flasche aus einer Apotheke. Er war folglich auf dem Weg zu Bärbls Mund mit keiner jener Substanzen und Lebewesen in Berührung gekommen, die nach Bärbls Meinung an vielen Esswaren klebten. Alles, was im Garten wuchs und von dort, selbstverständlich gewaschen, auf den Teller kam, war Bärbl ein Graus. Im Salat sah sie Schnecken kriechen, in Äpfeln und Kartoffeln erahnte sie Würmer, an Radieschen, Erdbeeren, Blaubeeren, selbst an Mirabellen entdeckte sie Spuren von Erde. Milch musste zwei Mal durch ein Sieb gegossen werden, bevor Bärbl bereit war, ein Glas davon zu trinken. Erstaunlicherweise hatte ihr Vater an diesem Getue nichts auszusetzen, vermutlich, weil Bärbl ansonsten keine Schwierigkeiten machte. Ihr Ordnungs- und Sauberkeitsfimmel galt als die exzentrischste Eigenschaft ihres

gemäßigten Charakters. »Bärbl war schon immer etepetete«, hieß es über die Erstgeborene. Im Stillen war damit gemeint: Es gibt Großartigeres, aber auch Schlimmeres an einem Kind.

Bärbl entwickelte sich erst zu einer ungehemmt zulängenden Esserin, ja zu einer ausgesprochen stattlichen Frau, als in der Wirtschaftswunderzeit Dosennahrung in Mode kam. Noch später begeisterte sie sich für das Desinfektionsmittel Sagrotan. Sie kaufte Flaschen davon im Dutzend und fand im Desinfizieren des Haushalts große Befriedigung. Wenn ich bei ihr in Kaiserslautern zu Besuch war und mir vor dem Essen die Hände wusch, wartete sie ungeduldig, bis ich fertig war, sie einen Putzschwamm mit Sagrotan begießen und das Waschbecken ausreiben konnte. Kaum hatte ich den letzten Bissen hinuntergeschluckt, gab sie mir mit einem Nicken zu verstehen, ich möge mich nun unverzüglich wieder zum Händewaschen begeben. Ich spielte brav mit. Ich merkte, welche Lust sie den Sagrotan-Prozeduren abgewann. Genau genommen war es die einzige Freude, die ihr meine Aufenthalte bereiteten. Einer der Gründe, weshalb sie sich nie eigene Kinder wünschte, dürfte ihre Furcht vor Unordnung gewesen sein. Anders als Martl, die ich viel öfter und lieber besuchte, fehlte Bärbl auch jede Idee, was mit einem Kind anzustellen sei, nachdem man es beim Händewaschen überwacht, seinen Haarscheitel nachgezogen und seine Straßenschuhe vom letzten Erdkrümel befreit hatte. Tante Martl hatte immer Ideen. Sie ging mit mir zum Ponyreiten auf Bauernhöfe, besorgte Eintrittskarten für den Zirkus, bei Regen backte sie mit mir Kuchen, sie dachte sich sogar Kreuzworträtsel auf Kinderniveau aus. Fast jeden Sommer fuhr mich mein Vater mit dem Auto nach Zweibrücken, nach drei Wochen holte er mich wieder ab. Der einzige Wermutstropfen meiner Aufenthalte waren Tante Martls Rosatiraden.

Sie wusste, was ich auf der Kirmes am meisten liebte, Kettenkarussellfahren, und bezahlte am Kassenhäuschen immer gleich für fünf Runden. Ich flog durch die Luft und sah sie von unten zu mir heraufwinken. Einmal, ich war neun oder zehn Jahre alt, wollte ich unbedingt, dass sie mit mir flöge. Am Ende der fünf Runden rannte ich zu ihr. »Isch will net«, wehrte sie barsch ab, »isch bin doch ke Hanswurscht, wo sisch vor de Leut blamiert«. Ich packte sie am Unterarm, wie sie es bei mir oft machte, und zerrte sie zum Kassenhäuschen. Instinktiv wusste ich, die Kassiererin wäre auf meiner Seite. Wir bräuchten schnell noch zwei Karten, rief ich ihr zu und hielt Martl wie ein trotziges Kind, das bei Rot über die Ampel rennen will, mit aller Kraft fest. Die Kassiererin lehnte sich nach vorne, um unser seltsames Gerangel aus

der Nähe zu betrachten, riss von der Ticketrolle zwei Karten und hielt sie uns auffordernd hin. Tante Martl saß in der Falle. »Du überrenschst mich, des isch mei letztsche Kirmesch mit dir«, zischte sie und holte ihren Geldbeutel heraus. Damit jeder sehen konnte, dass sie hier nur einem launischen Kind zuliebe bei einer Narretei mitmachte, stieg sie übertrieben umständlich in den Sessel des Karussells ein. Es begann sich zu drehen, nach ein paar Metern schwebten wir über dem Boden, bei der nächsten Runde lag das Kirmesgelände schon weit unter uns. Ich schaute zu meiner Tante hinüber und hoffte, es würde ihr nicht schwindlig oder übel. Mit den Händen umklammerte sie ängstlich die seitlichen Metallgriffe des Sessels, aber in ihrem Gesicht sah ich den lachenden Jubel, nach dessen Ausdruck ich mich gesehnt hatte.

Alle in der Familie, meine Großeltern, Bärbl und meine Mutter konnten sich spontan freuen, über einen gelungenen Witz, eine feine Mahlzeit, den ersten Schnee im Winter. Martl aber freute sich auf eine ganz besondere Weise. Sie schien sich in anderen Menschen zu verwandeln, als wäre ein Licht angeschaltet worden, das sie in verzückten Enthusiasmus versetzte. Als wäre der Anlass der Freude doppelt beglückend, weil sie nicht damit gerechnet hatte, ihn zu erleben. »Ursi! Komm schnell!« rief sie, wenn sie beim Geschirrabtrocknen am Küchenfenster stand und über dem Hügel auf der anderen Seite von Zweibrücken einen Regenbogen entdeckt hatte. Sie ließ das Handtuch fallen, umfasste meinen Arm und stieß lange helle Freudenseufzer aus. »Ei guck doch, wie scheen! Was für Farbe und wie des leuscht!« Niemand in der Familie konnte nachvollziehen, weshalb Martl von Reisen in andere Länder, von fremden Landschaften und berühmten Städten träumte, am wenigsten Bärbl. Machte sie Urlaub mit ihrem Mann, was nicht oft geschah, da Bärbl sich selten erholungsbedürftig fühlte und noch seltener Lust auf das Kennenlernen fremder Orte verspürte, vermied sie Länder, von denen sie annahm, es gebe dort Restaurants, die auf unüberdachten Terrassen servierten. Auch wenn es winzigste, mit bloßem Auge nicht erkennbare Tierchen wären, irgendetwas Ekelhaftes würde aus der Luft heruntersegeln und in ihrem Essen landen.

Streit zwischen Geschwistern erscheint mir normal. Ich habe meinem eigenen Bruder schlimm zugesetzt, wenn er nicht bereit war, mit mir Winnetou und Nscho-tschi zu spielen, und es vorzog, sich in seine Hälfte unseres Zimmers zu verkriechen und ein Geschichtsbuch nach dem anderen zu verschlingen. Er wurde, was niemand verwunderte, promovierter

Historiker. Ich aber wollte einen Indianer oder wenigstens einen Westernhelden zum Bruder. Er lümmelte in seinem Sessel und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, er bemerkte nicht einmal, dass ich als Squaw verkleidet vor ihm stand, bettelte und schrie. Vor Zorn ging ich einmal in die Küche, holte eine leere gläserne Milchflasche und warf sie ihm an den Kopf. Ich war sechs, mein Bruder neun Jahre alt. In Nullkommanichts war sein Gesicht blutüberströmt. Meine Mutter kam angerannt und presste Tücher auf die Platzwunde, mein Vater telefonierte mit unserem Hausarzt. Eine Viertelstunde später klingelte er an der Wohnungstür. Ich verkroch mich in meine Zimmerecke und fühlte ich mich so schuldig wie nie zuvor und kaum je danach. Die Wunde musste in der dreizehn Kilometer entfernten Klinik genäht werden.

Um das Ausmaß meines Verbrechens zu begreifen, wurde ich vergattert mitzufahren. Mein Vater saß stumm am Steuer unseres Volkswagens, ich versank im Beifahrersitz, auf der Rückbank bettete meine Mutter den Kopf des Attentatopfers in ihren Schoß. »Ein Zentimeter tiefer und er wäre blind«, sagte sie mit zitternder Stimme. Ich hörte, wie sie hinter mir nach Luft rang. »Oder tot!«, schrie sie japsend, »umgebracht im eigenen Zimmer von der eigenen Schwester!« Mein Vater räusperte sich. Das wäre vielleicht doch übertrieben, murmelte er, was meine Mutter noch mehr aufbrachte. »Sie hat auf die Schläfe gezielt! Wenn man jemand ermorden will, zielt man auf die Schläfe!« Ich schielte zu meinem Vater hinüber. Er schüttelte leicht den Kopf. Ich sollte, gab er mir damit zu verstehen, jetzt bloß den Mund halten. Die Erörterung von Mordtechniken würde uns sonst bis in die Klinik begleiten. Das tat sie auch so. Der Fall des kleinen Patienten, der durch eine Gewalttat seiner noch kleineren Schwester zu Schaden gekommen war, löste schon am Anmeldeschalter der Klinik blankes Entsetzen aus. »Mit einer Glasflasche?« fragte die Frau am Empfang entgeistert, »sie hat ihn mit einer Glasflasche geschlagen?« Der Arzt, der eine Stunde später die Wunde nähte, sah voller Verachtung auf mich hinunter. In ein paar Jahren, sagte sein Blick, können die armen Eltern ihre offenkundig kriminell veranlagte Tochter in einer Haftanstalt besuchen. Nur mein Bruder regte sich nicht auf. Als wir endlich wieder zu Hause waren, beschwor er meine Eltern, die sich nicht einigen konnten, welche Strafen für mich angemessen seien, von solchen um Himmels Willen abzusehen. »Es handelt sich hier nicht um ein historisches Drama«, sagte er in seiner etwas altklugen Art. Die Milchflasche habe eben eine ungünstige Flugbahn genommen und sei versehentlich an seiner Stirn gelandet. Er wollte einfach nur in seinen Sessel zurückkehren und mit dem Verband um den Kopf

ungestört weiterlesen. Anders als ich hat er auch keinerlei Erinnerung an das schauderhafte Ereignis.

Aus den Erzählungen von Rosas und Martls Streitereien hörte ich etwas unnormales Grausames heraus. Die eine zerschnitt absichtlich das Kleid der Puppe, das der anderen gehörte. Diese rächte sich, indem sie der Täterin ein ganzes Haarbüschel vom Kopf riss. Bärbl wurde in die Kämpfe ihrer Schwestern nicht verwickelt, aber häufig von meiner Großmutter als neutrale Zeugin befragt. Mein Großvater gab ohnehin Martl die Schuld. Wenn sie wieder einmal verhaun worden war, konnte Rössche es nicht lassen, vor den Nachbarskindern auf den roten Abdruck einer Ohrfeige im Gesicht der kleinen Schwester zu deuten. Die Tatsache, dass mein Großvater seine jüngste Tochter züchtigte, wurde von der Familie im Rückblick wie der Wasserschaden bedauert, der beim Löschen eines Feuers entstanden ist, als unvermeidliche Konsequenz des Aufruhrs, den Martl mit ihren Trotzanfällen und ihrem Ungehorsam ins Haus brachte. Nie sahen Bärbl oder Rössche – sie schon gar nicht – die erhobene Hand des Vaters drohend auf sich zukommen, nur Martl. Nur auf der Jüngsten entlud sich der Jähzorn des Vaters, der wohl insgeheim nie aufhörte, in ihr einen Jungen zu sehen, wenn auch einen missratenen. Selbst in der damaligen Zeit, als das gesetzliche Verbot elterlicher Züchtigung noch sieben Jahrzehnte auf sich warten ließ, dürfte ein Vater, der eine Tochter prügelt, eher eine Ausnahme gewesen sein. Zu Martls körperlicher Pein muss die Demütigung gekommen sein, als Mädchen verdroschen zu werden wie in den Familien rundherum nur die Buben. Je aufsässiger sie sich benahm, desto sicherer konnte sie sein, vom Vater beachtet zu werden, wenn auch auf die schlimmstmögliche Weise.

Vom heftigsten Gewaltausbruch meines Großvaters habe ich lange nur in Andeutungen gehört. Er wurde als »de schlimm Tach« oder »de schlimm Sach« umschrieben. Ich wusste nur, dass er sich am Tag von Bärbls Kommunion auf dem Weg zur Kirche ereignet hatte. Das Haus meiner Großeltern lag am Rand von Zweibrücken auf einer Anhöhe. Es war eines der ersten Wohnhäuser, die in der Zwischenkriegszeit auf dem Hang erbaut worden waren. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als Mietshäuser und Bungalows aus dem Boden schossen, verlor er den Charakter lose besiedelter Landschaft. Entlang der steilen Straße, die nach unten in die Innenstadt, nach oben zu den nächsten Dörfern und ab den Siebzigerjahren zu einer Autobahnauffahrt führte, eröffneten eine Metzgerei, ein Bäcker, ein kleiner Supermarkt und ein Damenfriseur, dessen Inhaber mir in den Sommerferien einmal die

Haare entsetzlich verschnitten. Oft ging ich mit meiner Tante die Straße hinunter, um mit ihr Einkäufe zu erledigen oder in der kleinen Fußgängerzone der Innenstadt zu bummeln.

Wenn wir an der Stelle vorbeikamen, die ich für den Schauplatz des Vorfalls hielt, lauerte ich auf einen unwillkürlichen Reflex im Verhalten meiner Tante, ein Stöhnen oder eine Kopfbewegung. Aber sie ließ sich nie etwas anmerken. Und als sie mir die Geschichte schließlich erzählte, war sie schon alt und längst nicht mehr in der Lage, den Hügel hinunter- und wieder hinaufzulaufen. Wir saßen nebeneinander auf ihrem Wohnzimmersofa und beugten uns über ein Kreuzworträtsel. Tante Martl war mir beim Ausfüllen der Buchstabenkästchen haushoch überlegen, sie kannte jeden Fluss, jede Hauptstadt, jeden Nobelpreisträger. »Isch brauch ke Lexikon und ke Atlas«, sagte sie stolz und tippte sich an die Stirn, »des isch all noch in meim Kopp. Isch hab nix vergesse«. Mit ihrem guten Gedächtnis, setzte ich vorsichtig an, würde sie sich doch bestimmt an Bärbls Kommunion erinnern. »Jo«. Ich fragte sie nicht direkt, was damals eigentlich geschehen war. Ich fragte nur, ob das Kleid, das sie bei Bärbls Kommunion trug, wirklich zitronengelb gewesen sei, um ihr den Eindruck vermitteln, den Hergang des Dramas schon zu kennen, vielleicht durch meine Mutter. Sie hatte Martls gelbes Kleid tatsächlich einmal erwähnt, mehr nicht. »Ursi« sagte meine Tante und fasste nach meinem Unterarm, »des war ke guter Tach«. Sie wusste noch fast jedes Detail und was sie nicht erzählte, konnte ich mir dazu denken.

Zu fünft verließ die Familie in Festtagskleidung am Morgen das Haus. Das Kommunionkind ging an der Hand der Mutter, Rössche an der des Vaters. Martl stapfte den zwei Paaren hinterher. Diese Choreografie, in der Martl den Außenseiterposten bezog, dürfte keine Ausnahme, eher die Regel gewesen sein. Alle paar Meter drehte sich die Mutter zu Martl um, in ihrer misstrauischen Miene sah sie ein Gewitter aufziehen. Immer hatte sie ein Auge auf die Tochter, die ihren Mann so störte. Sie schützte Martl durch ein stillschweigendes Bündnis, mehr nicht. Eine Ehe, in der die Frau dem Mann nicht nur die Verwaltung der Finanzen und das Fachsimpeln mit dem Schornsteinfeger abnimmt, sondern auch noch die Autorität in Erziehungsfragen, war für meine Großmutter unvorstellbar. Sie fiel ihm nicht in den Arm, wenn er Martl schlug, sie versuchte ihn höchstens zu ermahnen, »Werner, jetz hörsche auf, du schlägsch das Kind noch tot!«

Sie gingen den Hügel hinunter und plötzlich war es soweit. Mit wildem Kreischen warf sich Martl in das hochgewachsene Gras neben dem Gehweg. Sofort war die Mutter bei ihr, um



sie hochzuziehen und auf den Weg zurück zu befördern, aber sie kam gegen Martls Gezappel nicht an. Ihr Vater zögerte nicht. Er riss den Ledergürtel aus dem Bund seiner schwarzen Anzughose, schlang ihn zu einer kurzen Rute und schlug mit weiten Armschwüngen auf Martl ein. Sie wand sich vor Schmerz, aber sie wälzte sich nicht weg, um den Peitschenhieben zu entkommen. Sie klammerte sich stattdessen mit beiden Händen am Bein meines Großvaters fest, bohrte ihre Finger in seine Wade, was ihn wohl vollends vergessen ließ, dass er hier ein Kind malträtierte und nicht mit einem übermächtigen Drachen rang. Martl ließ einfach nicht locker. Sie hing am Vater fest. Als er endlich zur Besinnung kam und ihr mit dem herabhängenden Gürtel in der Hand den Rücken zukehrte, ließ sie sich immer weiter von seinem Bein mitschleifen.

Warum? »Da fragsche misch zu viel. Ursi, isch wes es net.« Sie schloss das Kreuzworträtselheft, griff zur Fernbedienung des Fernsehers und sagte, als auf dem Bildschirm schon der Küchenchef ihrer Lieblingskochsendung in langer weißer Schürze erschien und das Vorführmenü der kommenden sechzig Minuten ankündigte: »Isch wes es net. Isch wollt ja gar net fort«.

Rössche hielt sich mit spitzen Kommentaren ausnahmsweise zurück. Bärbl weinte aus allen Schleusen, sie sah ihren Festtag in einer Katastrophe münden und schrie unentwegt »weg, weg, weg«. Vielleicht wollte sie damit die Familie zum Weitergehen bewegen, um ja nicht den Einzug der Kommunionkinder durch den Mittelgang der Kirche zu verpassen. Vielleicht wollte sie dazu aufrufen, Martl, den ewigen Störenfried, zu vertreiben. Auch die Mutter, die sonst still litt, wenn ihr Mann Martl schlug, war der Ansicht, diesmal hätte sie es verdient. Als Martl endlich ihre Hände von den Beinen des Vaters löste und sich, immer noch kreischend und heulend, auf den Rücken drehte, waren auf ihrem gelben, neu geschneiderten Kleid die Schleifspuren zu sehen, die das Gras in den Stoff gedrückt hatte. Grüne Flecken vom Halsausschnitt bis zum Saum, die sich nie wieder heraus waschen ließen. Das Kleid war ein für allemal verdorben. Und diese mutwillige Zerstörung betrachtete die Mutter als Anschlag auf ihr Heiligstes, die sparsame Führung des Haushalts. Der Vater setzte mit zweien seiner Töchter den Weg zur Kirche fort, die Mutter ging mit Martl zum Haus zurück, um ihr ein anderes Kleid anzuziehen. Als sie in der Kirche ankamen, näherte sich die Kommunionmesse bereits dem Ende.

Lange wurde in der Familie danach mit Martl nicht gesprochen. Wie lange? Drei Tage? Eine Woche? Noch länger? Wie sollte sie sich als alte Frau an die Dauer des Strafschweigens erinnern? Für einen Erwachsenen können sieben stumme Tage erträglich, für ein Kind schon zwei Stunden unendlich sein. Am Abend der Milchflaschentragedie wurde ich von meiner Mutter wie Luft behandelt. Sie schaute mich nicht an und redete nicht mit mir. Es wäre mir lieber gewesen, sie hätte geschimpft, geschrien und ihre übersteigerten Mordanschuldigungen fortgeführt. Ihre stumme Missachtung stieß mich ins Leere und nahm selbst meinen Schuldgefühlen den Halt. Sie war schlimmer, als es die greifbaren Strafen gewesen wären – einwöchiges Fahrradverbot oder Spielplatzverbot –, die mein Vater für zu hoch und mein Bruder für unangebracht gehalten hatten.

Hitlers Machtantritt kam dem beruflichen Aufstieg meines Großvaters zugute. Zunächst machte er Karriere in dem Gefängnis von Zweibrücken, in dem er bis dahin einfacher Wärter gewesen war. Auf das Leben der Familie wirkten sich diese Beförderungen nur insofern aus, als er jetzt etwas mehr verdiente. Sein nächster Schritt veränderte hingegen das gesamte Lebensgefüge. Im Jahr 1937 wurde ihm der Posten des Gefängnisdirektors von Kaiserslautern angeboten. Die Familie durfte sich nun der bürgerlichen Beamtenschicht zurechnen, nur musste sie dafür ihre Heimatstadt und das Haus verlassen und fast ihr gesamtes Mobiliar im Keller einlagern. Der Umzug fiel vor allem meiner Großmutter schwer. Sie hing an jedem Quadratmeter des Hauses, dessen finanziell mühsamer Kauf nur ihrem geschickten Umgang mit Geld zu verdanken war. Es an Fremde zu vermieten, kostete sie Überwindung. Sie hing am Garten, der damals noch die Größe zweier Felder besaß und den sie bewirtschaftete wie ihr ureigenstes Reich.

Am neuen Wohnsitz gab es keinen Garten. Die Dienstwohnung des Gefängnisdirektors bot Komfort, mit dem sich der des Hauses nicht messen konnte. Sie hatte eine Zentralheizung, zwei Badezimmer statt einem, eigene Zimmer für alle drei Töchter und sogar ein Zimmer für das Dienstmädchen, das der Direktorengattin zur Hand ging. Aber sie war, bei allen Vorzügen ihrer Ausstattung, ein Teil der Haftanstalt. Sie ließ sich nur durch die Gefängnisporte erreichen. Wenn meine Großmutter vom Einkaufen, Bärbl von der Arbeit, Rosa und Martl aus der Schule zurückkehrten, gingen sie am Wachpersonal vorbei durch die Pforte und bogen in einen seitlichen Flur ab, der zur Wohnungstür führte. Es fehlte den Zimmern nicht an Licht. Sie hatten hohe Fenster, aber über deren gesamte Außenfläche zogen sich stählerne Gitter, und es braucht nicht einmal Küchenpsychologie, um sich auszumalen, wie bedrückend das Leben an einem Ort, dessen Sinn in Bestrafung liegt, auf ein Kind wirken musste, das es gewohnt war, oft und hart bestraft zu werden.

Martl war zwölf, als die Familie nach Kaiserslautern zog, Rössche vierzehn und Bärbl sechzehn. Die Alltagswelten der Mädchen entfernten sich voneinander. Bärbl hatte noch in Zweibrücken am Mädchenlyzeum die Mittlere Reife abgelegt und ein Jahr an einer Handelsschule verbracht, wo sie Buchhaltung und Maschineschreiben lernte. Sie trat in das Büro einer Versicherungsgesellschaft ein und kam erst zum Abendessen nach Hause. Für Rössche ging ein Traum in Erfüllung, der Besuch eines großstädtischen Mädchengymnasiums, an dem außer Französisch auch Latein und sämtliche

naturwissenschaftlichen Fächer unterrichtet wurden. Anders als das Klischee es erwarten ließe, hatte die Natur nicht bei derjenigen Schwester, die als Schönheit galt, mit Intelligenz gespart und sie zum Ausgleich der Reizloseren überlassen. Rössche triumphierte in Beidem. Sie war eine Einserschülerin, in allen Fächern außer in Turnen. Und sie erregte mit ihrem Charme, ihrer Unterhaltsamkeit und aparten Erscheinung überall Aufsehen. Sie genoss es, sich auf der Bühne der größeren Stadt zu bewegen. Die Erfüllung ihrer zwei anderen Träume schien zum Greifen nah, die Heirat eines Prinzen und ein Medizinstudium. Denn Rössche hatte es sich in den Kopf gesetzt, Ärztin zu werden.

Ich kenne wenige Menschen, die so früh und so lodernd für einen Berufswunsch brannten wie meine Mutter. Sie hing ihm noch nach Jahrzehnten an, als hätte sie sich niemals damit abgefunden, nie einen Fuß in die medizinische Fakultät einer Hochschule setzen zu dürfen. Bis heute spüre ich den Druck, den ihr unerfüllter, auf ihre Kinder übertragener akademischer Ehrgeiz ausübte. Er war fanatisch. Anders kann ich die Versessenheit, mit der sie meine schulischen Leistungen und die meines Bruders zum Zentrum unserer Kindheit und Jugend, ja unseres Familienlebens machte, nicht nennen. Kein Hobby, kein Sport, keine Freundschaft, auch kein Musikinstrument sollten uns ablenken vom Lernen. Die Macht, die uns beherrschte, hatte einen Namen, der aus dem Mund meiner Mutter wie ein himmlisches Versprechen klang: Humanistisches Gymnasium! Großes Latinum, sieben Jahre Altgriechisch! In Herzogenaurach gab es kein humanistisches, es gab überhaupt kein Gymnasium. Mein Bruder und ich waren sogenannte Fahrschüler. In unseren ersten Jahren am Gymnasium verließen wir morgens um sechs das Haus, liefen zum Bahnhof, mussten einmal umsteigen, bis wir um halb acht in der Universitätsstadt Erlangen ankamen, wo uns noch ein zwanzigminütiger Fußmarsch bis zur Schule erwartete. Nach sechs Stunden Unterricht legten wir den Weg wieder zurück. Später wurde ein Schulbus eingerichtet und die Fahrerei dauerte nicht mehr ganz so lang.

Wenn wir Zeugnisse nach Hause brachten, fragte meine Mutter als erstes, ob es Schüler mit besseren gebe. Unsere Schulnoten waren das Barometer, nach dem sich die familiäre Wetterlage bemaß. Bei einer Drei verdunkelte sich der Horizont, eine Vier löste einen Orkan aus, der sich über die gesamten Sommerferien hinziehen konnte. Meine Jugend litt eindeutig unter Lernterror. Je älter ich werde, desto mehr bin ich allerdings bereit, in mein Urteil mildernde Umstände einzubeziehen. Von dreißig Mädchen der katholischen Volksschulklasse

in Herzogenaurach war ich die Einzige, deren Eltern zu Beginn der sechziger Jahre alle Hebel in Bewegung setzten, um sie aufs Gymnasium zu schicken. Und ich war keineswegs die Begabteste. Neben mir in der Bank saß Monika. Vier Wochen nach der Einschulung konnte sie fließend lesen, in der dritten Klasse gab sie den Fünftklässlerinnen Nachhilfe in Rechnen. Monikas Eltern besaßen eine Schreinerei, wirtschaftlich standen sie besser da als meine, aber es wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen, Monika auf eine höhere Schule zu schicken. Sie wurde Arzthelferin, zweifellos ein guter Beruf, der allerdings, was ihr selbst bewusst sein musste, ihrer Hochbegabung nicht im Geringsten entsprach. Ich sehe Monika, wie sie neben mir in der Bank vereiste, als die Lehrerin verkündete, eine aus der Klasse, nämlich ich, habe eine Woche Sonderferien. An drei Tagen dieser Woche legte ich im April 1961 die Aufnahmeprüfung am Humanistischen Gymnasium in Erlangen ab. Es waren furchtbare Tage, ich fühlte mich wie vor dem Letzten Gericht. Aber sie bargen, das muss und will ich gelten lassen, eine Lebenschance.

Martl besuchte dasselbe Mädchengymnasium wie Rössche, zwei Klassenstufen unter ihr. Sie hatte nicht deren vorzügliche Noten, aber gute, für die sie sich mehr anstrengen musste. Anders als die Schwester, die sich der neuen Umgebung euphorisch hingab, versank Martl in Schwermut. So nannte sie es mir gegenüber selbst einmal. Der Begriff Depression zählte nicht zu ihrem Vokabular. Sie fand keine Freundinnen, eckte bei den Lehrern an, wurde allein in die hinterste Reihe der Klasse gesetzt und verbrachte die Nachmittage damit, in ihrem Zimmer zu hocken, an die Wand oder an die vergitterten Fenster zu starren. »Weschte, was isch mir da gewünscht hab?« Ich ahnte es. Der Wunsch nach einem Hund zog sich durch Martls gesamtes Leben. »E klee lieb Hundsche. Aber des war jo verbote im Gefängnis«.